

Vermischtes.

-71- (Bücherschau.) „Walther von der Vogelweide.“ Ein Dichterleben von Anton C. Schönbach. Dresden, L. Ehlermann 1890. Im Vorwort sagt der Verfasser: „Seinen Zweck wird mein kleines Buch erfüllen, wenn es hilft, den Kreis von Gebildeten stetig zu vergrößern, der sich an der Poesie Walthers von der Vogelweide freut. So lange uns die Verse seiner schönsten Lieder und Sprüche nicht von den Lippen fließen wie den Italienern die Terzinen Dante's und die Stanzas der Gerusalemme Liberata, so lange ist dem alten Sänger sein Recht nicht widerfahren. Und dahin fehlt es noch weit!“ Mit der innigen Wärme und liebevollen Hingabe, welche in diesen Worten einen etwas überschwänglichen Ausdruck gefunden haben, ist das ganze vortreffliche Buch geschrieben, ein kleines Kunstwerk durch Anordnung und Vortrag, eine Musterleistung durch die Art, wie die Ergebnisse einer ausgebreiteten Fachliteratur einem weiteren

Leserkreis vermittelt werden. Wenn in der Heimathfrage der Verfasser geneigt ist, sich für Oesterreich zu entscheiden, so werden ihm hierin diejenigen nicht folgen können, welche es bedeutsam finden, daß Walther selbst das Land nur als seine geistige Heimath bezeichnet, obgleich dem Zusammenhang eine Berufung auf die leibliche, auf das Geburtsland und die Landsmannschaft völlig angemessen wäre. Polemik ist in der ganzen Schrift durchaus vermieden; bloß an einzelnen Stellen klingt die confessionelle Spannung der Gegenwart an, leise nur, aber immerhin befreundlich, da doch schon an die 700 Jahre um sind, seit dem „Herrn Papst“ sein „Christlich Lachen“ verging und Hrn. Walther keine „Hornung an den Behen“ mehr weh thut. Doch das sind untergeordnete Dinge, die den Gesamteindruck schönster Objectivität nicht stören. Die Zeichnung Walthers und seiner Zeitgenossen, seiner Vorläufer und Nachfolger, die Behandlung des historischen Hintergrundes, die Auswahl und die Neudeutschung der Proben — nirgends stößt man auf Fabrikarbeit, da ist Alles „von Hand“ gemacht, und zwar von einer fein abwägenden, sicheren Hand, die uns hoffentlich noch in einem größeren, ausgeführteren Gemälde mit einer Darstellung der Hauptgestalten und wichtigsten Schöpfungen unserer alten Literatur beschenkt. Das Lob hingebendster Verehrung in den Gegenstand gebührt gleicherweise einem anderen Buche, das dieser Tage erschienen ist: „Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang.“ Von Herman Grimm. Berlin, W. Herz 1890. Wenn innerhalb der ersten neun Gesänge der Ilias die Homer-Kritik zu unterscheiden weiß zwischen ursprünglicher Achilleis und der Erweiterung des alten Gedichtes, sowie späterer Einlage eines Gesanges, so ist von all dem in dem vorliegenden Buche nicht die Rede: „Mit der Homer-Forschung“, sagt der Verfasser, „stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang. Seit langen Jahren erfreuen mich Homers Werke, in denen ich das in mühsamer Lebensarbeit hergestellte Gefüge eines einheitlichen Kunstwerkes verehere. . . . Sei es gestattet, an einen Homer zu glauben, den die Sage als blinden Sänger umherirren läßt, an eine Menschenseele, deren einsamen Schöpfungsstribe Ilias und Odyssee allmächtig sich entwandten als Einheiten, wie Faust der Seele Goethe's im Laufe eines langen Menschenalters erst völlig entflohen ist.“ Diese Auffassung ist, wenigstens was die Ilias anbelangt, auch der kritischen Betrachtung nicht fremd: Grote gibt die Möglichkeit zu, daß die als spätere Iuthat erkennbaren Theile von dem Dichter des ursprünglichen Kerns herühren, und verweist ausdrücklich auf das Beispiel von Goethe's Faust. Dem sondernden Verfahren der Kritik gegenüber ist es aber ein Bedürfnis, alles das zur Geltung gebracht zu sehen, was die Annahme mehrerer Verfasser entbehrlich macht. Wenn hiebei vornehmlich künstlerische, ästhetische Gesichtspunkte in Betracht kommen, so liegt die Verführung nahe, sich von ihnen beherrschen zu lassen und von ihrer Versöhnung mit den philologisch-sprachlichen ganz abzusehen. Das aber hat Grimm bewußterweise gethan. „Wir besitzen heute“, sagt er an einer anderen Stelle, „in Ilias und Odyssee zwei abgeschlossene Gedichte. Jeder hat das Recht, ihre Entstehung zu denken, wie er will. Aber auch erlaubt ist es, sie so, wie sie vorliegen, zu genießen und die Natur dieses Genusses zu beschreiben. Dieß ist meine Arbeit.“ Nur ist Gefahr vorhanden, ein solcher Genuß könne dadurch erkauft sein, daß man sich über Widersprüche hinwegtäusche; und so feinsinnig und geistreich z. B. das neunte Buch behandelt ist, so zweifelhaft bleibt doch, ob ohne die unitarische Auffassung der Genuß seiner Schönheiten eine Einbuße erlitten. Gedeihlicher als diese romantisirende Voraussetzungslosigkeit mit ihrer seltsamen Berufung auf die Naivität des armen Mannes in Loggenburg wäre wohl die Anerkennung und der Nachweis, daß durch die Homer-Forschung der Homer-Genuß nicht verkümmert werde. Aber auch so, wie der Autor seine Aufgabe glaubte fassen zu müssen, dürfen wir ihm dankbar sein für die Fülle seiner und treffender Beobachtungen, für die selbständige Geistesarbeit, durch welche er uns die hohen Schöpfungen einer ferneren Zeit nahe bringt. Der freie Sinn namentlich, den er der olympischen Gesellschaft gegenüber bewährt, wird nicht bloß dem Verständniß Homers, sondern auch der Mythologie zugute kommen. Mit Spannung sehen wir dem zweiten Theil entgegen, worin die Meinungen derer besprochen werden sollen, welche innerhalb der Weltliteratur Homer seine Stelle angewiesen haben.